



**Beat Siebenhaar (Lausanne)**

# **Aspekte der Stadtsprachenforschung in der Schweiz**

**Die Sprachsituation in der deutschsprachigen Schweiz als Bedingung für die Stadtsprachenforschung**

**Die Sprache in der Stadt im Forschungsinteresse der Dialektologie bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts**

Erste Ansätze zur Beschreibung von Variation

Bern und Berner Landstädte: Heinrich Baumgartner 1940

Mutten: Rudolf Hotzenkocherle 1934

Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS) 1962–1998

Kleinere Arbeiten mit Hinweisen auf städtische Sondersprachen

**Variationslinguistische Ansätze nach 1960**

Stafa: Heinz Wolfensberger 1967

Knutwil und Luzern: Helen Christen 1988

Bern: Kommunikationskulturen in einer Schweizer Stadt (Werlen u. a. 1992)

Basler Stadtsprachenprojekt (Hofer 1997, Leuenberger 1999, Burkli 1999, Hofer 2002)

Aarau: Beat Siebenhaar 2000

Bern: Beat Siebenhaar/Fredy Staeheli 2000

Zweisprachigkeit als stadtsprachliches Phänomen

**Zusammenfassung**

**Literaturverzeichnis**

In der Schweizer Dialektologie ist die Sprache der Städte nie in dem Maße aus dem Blick gedrängt worden, wie das innerhalb der deutschen Dialektologie geschehen ist, da die Mundarten in der Schweiz auch in den Städten als Umgangssprache erhalten geblieben sind. Zudem finden sich am Rand der wissenschaftlichen Forschung seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts eine Vielzahl von Publikationen, welche die städtische Variation, meist in Form von (dialektalen) Sondersprachen, thematisieren. Diese dialektologische Kontinuität zeigt sich bis in heutige Arbeiten zu Stadtsprachen in der Schweiz. Diese enthalten noch immer zu einem Großteil areallinguistische Bezüge, während der Bezug zur Standardsprache oft nur einen relativ kleinen Teil ausmacht. Im Folgenden sollen Aspekte aus Arbeiten mit stadtsprachlichen Bezügen und explizit stadtsprachliche Arbeiten aus verschiedenen Regionen der deutschsprachigen Schweiz präsentiert werden. Einzelne dieser Arbeiten stellen deutliche Meilensteine in der Forschungslandschaft dar, während andere eher exemplarisch für eine Forschungsrichtung genannt werden.

### ***Die Sprachsituation in der deutschsprachigen Schweiz als Bedingung für die Stadtsprachenforschung***

In der Deutschschweiz finden zwei Formen der deutschen Sprache Verwendung: die Standardsprache und die schweizerdeutschen Mundarten, mit einer starken regionalen und lokalen Differenzierung. Die Standardsprache ist die Sprachform, in der vor allem geschrieben und gelesen wird. Ihr mundlicher Gebrauch beschränkt sich auf verhältnismäßig wenige Gelegenheiten in der Schule, den Massenmedien und der öffentlichen Rede. Die Mundarten, die je nach Region als Dialekt, als Mundart, als *Schwiizertuutsch*, als Deutsch eines Ortes oder einer Region<sup>1</sup> bezeichnet werden, sind seit langem die selbstverständliche Umgangssprache aller sozialen Schichten. Auf diese Besonderheit der Schweizer Sprachsituation hat schon F. J. Stalder 1819 hingewiesen.

So stark sonst in den meisten Ländern deutscher Zunge die Mundart des Gebildeten von der Mundart des Volkes absticht, so waltet doch bei uns, d.h. in den Städten sowohl als auch in den Dörfern, eine und dieselbe Sprache, nämlich die Volkssprache, so daß zwischen der Sprechart des höchsten Staatsbeamten und geringsten Tagelohners selten ein merklicher Unterschied verspüret wird. (Stalder 1819, 9)

Die Geltung der Mundart als gesprochene Sprache ist auch heute nur wenig eingeschränkt: Diskussionen in den elektronischen Massenmedien mit Führungskräften aus Politik und Wirtschaft werden mindestens so oft in Mundart wie in

---

<sup>1</sup> Die Bezeichnung mit dem Kanton – als *Zürituutsch*, *Barndutsch*, *Baaselditsch*, *Schaffuuser-tuutsch* – wird relativ häufig verwendet, obwohl die jeweils als 'Kantonsmundarten' bezeichneten Konglomerate oft kaum Einheitlichkeiten aufweisen, die einerseits im ganzen Kanton gelten und andererseits gegen außen abgrenzen. (Ris 1992)

der Standardsprache geführt, die Verhandlungssprache in Kantons- und Gemeindeparlamenten ist teilweise die Mundart, teilweise die Standardsprache. Situationen in denen von Geltung der Mundart als gesprochene Sprache abgewichen wird, sind klar definiert und werden immer wieder hinterfragt, während der umgekehrte Fall viel weniger häufig vorkommt. Die Bedeutung der Mundart zeigt sich auch darin, dass von den Bewerbern um das Zürcher Bürgerrecht verlangt wird,

dass sie einige schweizerische staatsbürgerliche Kenntnisse besitzen, Schweizerdeutsch verstehen und eine deutschschweizerische Mundart in angemessener Weise sprechen. Von letztgenannter Bedingung sind bei guter sonstiger Anpassung des Bewerbers Ausnahmen zulässig.

Die Beherrschung des Dialekts – zumindest passiv – ist also weitgehend Voraussetzung für die rechtliche und vor allem für die soziale Integration eines Ausländers in der Deutschschweiz. Werner Kollers sprachsoziologische Untersuchung zu den Deutschen in der Deutschschweiz (Koller 1992) zeigt deutlich auf, dass Deutsche in der Schweiz dann als akzeptiert gelten, wenn Schweizer mit ihnen die Mundart sprechen.

Als geschriebene Sprache tritt die Mundart öffentlich wenig in Erscheinung. Sie findet – mit jeweils individueller Orthographie – vor allem Verwendung in der privaten Korrespondenz jungerer Leute. Mit der Verbreitung neuer Medien wie e-Mail, SMS und Chat steigt jedoch der Anteil geschriebener Mundart. Vereinzelt wird Mundart in Inseraten geschrieben, ja sogar in so formellen Texten wie Todesanzeigen zur Markierung von Intimität. Verschriftete Mundart findet sich häufig in Notizen zu mundartlichen Redebeiträgen. Als Literatursprache fristet das Schweizerdeutsche ein Schattendasein: Die meisten deutschsprachigen Schweizer Autoren schreiben und schreiben Schriftdeutsch.

Die Sprachsituation der Deutschschweiz entspricht somit dem Muster der Diglossie: In einer Sprachgemeinschaft werden zwei Formen der gleichen Sprache verwendet, eine hochsprachliche und eine volkssprachliche, und jede Sprachform hat unterschiedliche Geltungsbereiche, in der sie jeweils die Norm- und Prestigeform ist. In den letzten 20 Jahren wurde vor allem das Medium – Schrift oder gesprochenes Wort – als bestimmender Faktor für die Varietätenwahl angesehen. Die vermehrte Verwendung der geschriebenen Mundart in neuen Medien wird von Aschwanden (2001) als Auflösung der medialen Diglossie und als Hinwendung zu einer konzeptuellen Diglossie interpretiert, in der die Mundart für Nähe, Standard für Distanz verwendet wird. In der Deutschschweiz sind die beiden Sprachformen immer deutlich voneinander unterschieden, Misch- und Übergangsformen gibt es kaum. Am ehesten finden sich Zitate der jeweils anderen Varietät. Bedeutsam sind die lexikalischen Übernahmen aus der Standardsprache in der Mundart, die jedoch

der jeweiligen mundartlichen Lautung angepasst werden. Deutschschweizern ist immer bewusst, welche Sprachform sie verwenden. Wenn sie in bestimmten Situationen von der Mundart zur gesprochenen Standardsprache wechseln oder wechseln müssen, so wird das meist thematisiert. Ein allmähliches Hinübergleiten vom Dialekt in die Hochsprache gibt es nicht.

Diese Diglossie macht die Deutschschweiz zu einem Sonderfall im deutschen Sprachraum. Sie prägt auch die Sprachsituation in den Städten und deren Erforschung. Im Unterschied zu deutschen Stadtsprachenuntersuchungen geht es aufgrund der anderen linguistischen Voraussetzungen in der deutschsprachigen Schweiz nicht um die Untersuchung von Ursachen bzw. Faktoren für die Verwendung von Dialekt überhaupt, sondern um Faktoren für den Dialektalitätsgrad innerhalb der Mundart (Leuenberger 1999, Burkli 1999) oder um die Varianz innerhalb der städtischen oder regionalen Varianzbreite (Wolfensberger 1967, Christen 1988, Hofer 1997, Siebenhaar 2000). Ausnahmen bestätigen die Regel: die Arbeit von Stefan Oglesby (1992) zu "Mechanismen der Interferenz zwischen Standarddeutsch und Mundart in der Schweiz" untersucht den standard-sprachlichen Einfluss auf das mundartliche Lexikon und die phonetische Realisierung der Übernahmen in der Sprache der Agglomeration Luzerns. Zudem findet sich innerhalb des Basler Stadtsprachenprojekts bei Beatrice Burkli (1999) ein Kapitel zur hochsprachlichen Interferenz.

### ***Die Sprache in der Stadt im Forschungsinteresse der Dialektologie bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts***

Für die frühe Dialektgeographie waren die Städte durch die Verdrängung der Ortsmundarten Storfaktoren in der Dialektlandschaft (z. B. Haag 1929/1930). "Auf der klassischen Dialektkarte mussten städtische Ballungsgebiete ausgeklammert werden, da für sie [unter der Annahme, dass eine Gewährsperson einen Ortspunkt einer homogenen Mundart vertritt, B.S.] keine repräsentativen Angaben zu erhalten waren." (Löffler 1994, 153) Spätere Arbeiten beschreiben die Stadt-Land-Differenz oder den Einfluss der städtischen Varietät auf die ländliche Umgebung. Dieser Einfluss vom städtischen Zentrum auf die ländliche Peripherie wurde in den 1930er Jahren vielfach dargestellt und von Adolf Bach (1950 [1934], 54 f.) schon 1934 als Lehrmeinung vertreten.

### ***Erste Ansätze zur Beschreibung von Variation***

Trotz der methodisch bedingten Ausklammerung der Stadtsprache in der Dialektgeographie ist die soziale Schichtung der Stadt als Ursache sprachlicher Varianten innerhalb der Mundart schon früh erkannt worden. So weist bereits Andreas Heusler (1888) im Vorwort seiner Schrift über den "Alemannischen Consonantismus der Mundart von Baselstadt" auf die sozial bedingte Variation innerhalb der städtischen Mundart hin, jedoch beschreibt er in der Arbeit selbst fast nur ein einheitliches Stadtbaseldeutsch. Abweichende Formen – er erwähnt

im Vorwort (Heusler 1888, X) z. B. offeneres e und a bei 'niedrigeren' Ständen – dienen nur dazu, diese Formen aus dem 'richtigen' Baseldeutschen auszugrenzen. Eduard Hoffmann, der spätere Herausgeber des Handwörterbuchs des deutschen Aberglaubens, hat in seinem 1890 erschienenen "Mundartlichen Vokalismus von Basel-Stadt" die sprachliche Schichtung Basels genauer dargestellt. Er hat einerseits auf die verschiedene Aussprache der Fremdwörter durch verschiedene soziale Schichten und auf die Bezüge der Unterschichtssprache zur Sprache der Umgebung hingewiesen, jedoch in der Beschreibung der Mundart auch wieder nur die als homogen betrachtete Sprache der gebildeten Basler abgebildet. Hermann Blattner (1890, 49f.) hat in "Über die Mundarten des Kantons Aargau" auf einzelne soziale Varianten in der Kleinstadt Aarau hingewiesen. Die ansonsten relativ generelle sprachgeographische Aufteilung der aargäuischen Mundarten aufgrund mehrheitlich politischer Grenzen wird also für die Stadt Aarau von einer sozialen Komponente überlagert. Alle diese Hinweise sind aber gemäß der damaligen theoretischen Grundannahmen nicht konsequent ausgeführt. Dass sie jedoch für einzelne sprachliche Elemente erwähnt sind, zeigt, dass die methodische Eingrenzung der 'richtigen' Mundart, bzw. die Ausgrenzung der 'schlechten' Mundart reflektiert wurde. Es verdeutlicht aber auch, dass die ausgegrenzten Varietäten als nicht beschreibungswürdig erachtet wurden.

*Bern und Berner Landstädte: Heinrich Baumgartner 1940*

Diese vereinzelt Bemerkungen zur sozialen Schichtung von Sprache werden erst später für die Beschreibung städtischer Varietäten genutzt. Dabei ist Heinrich Baumgartner (1940) in "Stadtmundart, Stadt- und Landmundart. Beiträge zur bernischen Mundartgeographie" einer der ersten, der konsequent soziale Faktoren als Ursachen für sprachliche Variation in die Sprachbeschreibung miteinbezieht. Seinen Darlegungen soll deshalb hier einen etwas größeren Platz zugesprochen werden.

Baumgartner geht für die Schichtung der Sprache von der sozialen Schichtung aus:

Zur *sprachlichen* Oberschicht [Auszeichnung B.S.] in unseren Städten zählen einmal diejenigen, die über die gewöhnliche Volksschulbildung hinaus noch weitere Schulbildung genossen haben. Aber diese weitere Ausbildung ist nicht unbedingt notwendig, und wo sie stattgefunden hat, ist sie auch nicht immer ein sicheres Zeichen, dass ihr Träger nun zur Oberschicht gehört. (Baumgartner 1940, 19)

Die Formulierung zeigt, dass Baumgartner um eine Beschreibung ringt. Wenn er auch eine sprachliche Oberschicht definieren will, so ist seine Definition an außersprachlichen Aspekten orientiert. Jedoch ist ihm eine eindeutige außersprachliche Definition nicht möglich, wenn er auch glaubt, sie in der Bildung

festmachen zu können. Er nimmt diese Zuordnung aber gleich zurück, und führt weitere Aspekte an:

In seinem Sprachleben spielt anderes oft eine wichtigere Rolle: die Ehe, der Beruf, der Verwandten- und Freundeskreis. (Baumgartner 1940, 19)

Doch auch diese Bezüge sind zu offen, er bringt also eine Aufzählung der Oberschicht, die sich vor allem am Beruf orientiert.

Zur Oberschicht zählen auch die Leute in freier und leitender Stellung, Geschäftsleute und Industrielle, Gewerbetreibende *mit ihren Familien* [Auszeichnung B.S.], Beamte und Angestellte, die sich vermöge ihrer Stellung eine bessere Lebenshaltung leisten können. Es sind die führenden, die tonangebenden Leute, die diese Schicht bilden. (Baumgartner 1940, 19)

Parallel zum Kriterienkatalog für die Definition der Oberschicht werden auch die Kriterien für die Zuordnung eines Sprechers zur Unterschicht angeführt. Diese Definition ist klarer eingegrenzt:

Zur Unterschicht zählt die große Masse der kleinen Handwerker und der Arbeiter. (Baumgartner 1940, 19)

Nach dieser Einteilung weist Baumgartner differenzierend darauf hin, dass die Beschreibung von Stadtmundarten nicht generell gelte, sondern, dass jede Stadtmundart ihre ganz besonderen Züge trage, wenn auch die allgemeinen Feststellungen für jede Stadt in der Deutschschweiz gelten können.

Im Folgenden zählt Baumgartner die wichtigsten lautlichen, morphologischen und lexikalischen Merkmale der Oberschichtssprache und der Unterschichtssprache auf. Dabei fällt auf, dass er nicht ein System einer Sprachschicht beschreibt, sondern immer wieder darauf rekurriert, was die Oberschicht als *fein* oder *unfein* bzw. *grob* beurteilt. Daneben bestimme auch das Verhältnis zur Schriftsprache die Sprache der Schichten, die Oberschicht spreche schriftnäher. In den Berner Städten, die nahe an der französischen Sprachgrenze liegen, bzw. wie Biel sogar zweisprachig sind, zeigen sich auch Unterschiede im Fremdwortgebrauch. Dabei sei es nicht so, dass die Unterschicht auf Fremdwörter verzichte, sondern so, dass sie andere Fremdwörter verwende als die Oberschicht und sie stärker der mundartlichen Lautung anpasse.

Im Weiteren werden Unterschiede innerhalb der Sprachschichten gezeigt. Das Kriterium für die interne Strukturierung der Oberschicht ist die Zugehörigkeit zu den alten Familien. Diese äußert sich in einem höheren sprachpflegerischen Bewusstsein und dem Festhalten an alten Formen.<sup>2</sup> Dagegen sei in der

---

<sup>2</sup> Dieses höhere Sprachbewusstsein der Oberschicht mit dem bewussten Festhalten an älteren Formen zeigt sich bis heute. In den Aufnahmen zur Berner Stadtsprache (Siebenhaar/Stähli

Mittel- und Unterschicht die sprachliche Bewegung das Kernelement, weil da kein Sprachbewusstsein regulierend eingreife. Angehörige der Unterschicht übernahmen, was ins sprachliche System passe, seien es Elemente der Oberschichtssprache oder der Sprache der ländlichen Umgebung. Nach dieser Aufzählung der Unterscheidungsmerkmale ist Baumgartner aber bewusst, dass die beschriebenen sprachlichen Unterschiede nicht durchgehend gelten:

Es entscheidet im einzelnen Falle die Mehrzahl der Merkmale, aber nicht, dass nun ein Merkmal nach dem andern untersucht werden musste, um den betreffenden Menschen einzuordnen. Das Gesamtaussehen seiner Sprache entscheidet, welcher Schicht, welcher Gruppe er zuzuweisen ist. (Baumgartner 1940, 36)

Um dies zu untermauern bringt er relativ umfangreiche Beispiele einzelner Sprecher – damals also schon eine Hinwendung zur Untersuchung des Idiolektes –, Beispiele einzelner Sprecher, die die verschiedenen Elemente mischen. Und er zeigt, wo sich die alten Verhältnisse auf Grund von Bewegungen von oben nach unten, aber auch von unten nach oben ändern. Dabei deutet er schon an, dass die Jugendlichen ihre Sprache je nach Situation und Gesprächspartner anpassen – ein Hinweis auf das Akkommodationsverhalten, das in den 1990er Jahren vielfach interessierte.

Abschließend lässt sich also sagen, dass Baumgartner mit dem Blick auf die schichtspezifische Variation auch anders begründete Variation sieht und benennt, insbesondere Akkommodation und Unterschiede zwischen Generationen, zwischen verschiedener Herkunft, Unterschiede durch verschiedene Einstellungen und intraindividuelle Variation. Die Grundkonzeption der Beschreibung verschiedener Sprachschichten geht aber noch immer von einem gultigen sprachlichen Zentrum aus, von dem die Individuen abweichen.

*Mutten: Rudolf Hotzenkocherle 1934*

Dass die Variation nicht nur in der Stadt auftritt, sondern auch in einer nur rund 125 Einwohner zählenden, relativ isolierten Dorfgemeinschaft hat Rudolf Hotzenkocherle (1934) in der Beschreibung der "Mundart von Mutten" gezeigt. Der traditionelle Hauptteil dieser Arbeit entspricht den vorangehenden 18 Bänden der Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik (BSG) und damit einer junggrammatischen Konzeption einer einheitlichen Mundart, die aus dem Althochdeutschen abgeleitet wird. Vom variationslinguistischem Gesichtspunkt her interessant sind aber besonders die Anmerkungen, die im Allgemeinen mehr als die Hälfte der Druckseite ausmachen. Darin werden individuelle Schwankungen und Schwankungen zwischen den Generationen beschrieben. Als besonders bedeutsam stellt Hotzenkocherle die Unterschiede der Ortsansässigkeit dar, und

---

2000) äußern sich die beiden Oberschichtssprecher explizit und ungefragt dazu, während dies nur in einem der übrigen Interviews zum Thema wird.

innerhalb der Familien wird die Mundart der Frauen als älter bezeichnet. Mit umfangreichen Darstellungen von 'Schwankungen' wird die Homogenität der Mundart damit deutlich in Frage gestellt: "Von der idealen innern Einheitlichkeit und gleichmäßigen Dichte, die freilich keine Mundart je ganz erreicht, ist die muttnersche ganz besonders weit entfernt." (Hotzenkocherle 1934, 26) Für die Darstellung der Variation kann Hotzenkocherle aber noch nicht auf die modernen variationslinguistischen Ansätze zurückgreifen. Er beschreibt jeweils die "typisch muttnersche" Mundart – er selbst setzt diesen Begriff in Anführungszeichen – und Abweichungen von dieser Form, wobei meist auf die Familienzugehörigkeit als unterscheidendes außersprachliches Merkmal verwiesen wird.

*Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS) 1962–1998* ..

Ich habe diese *beiden* Arbeiten erwähnt – bei Hotzenkocherle kann man wohl kaum von einer Untersuchung von Stadtsprache sprechen –, weil Baumgartner und Hotzenkocherle Begründer des Sprachatlas der deutschen Schweiz waren. Beide stehen in der jungrammatischen Deutschschweizer Dialektologentradition, und andererseits standen sie in Kontakt zu den romanistischen Sprachgeographen Jakob Jud und Karl Jaberg, und sie sind auch Schüler des Romanisten Louis Gauchat. Dieser hat die *Unité du Patois* mit der differenzierten Untersuchung der frankoprovenzalischen Mundart von Charmey schon 1905 in Frage gestellt. Die besprochenen Monographien von Baumgartner und Hotzenkocherle stellen in der Folge bewusster als bisherige Arbeiten im deutschsprachigen Raum eine Kritik an der Auffassung eines homogenen Sprachsystems dar. Dieser Aspekt wird im Sprachatlas der deutschen Schweiz aufgenommen, der in vieler Hinsicht methodisches Neuland betreten hat. Wenn für den SDS noch weitgehend an der Einheitlichkeit der Mundart festgehalten wurde, so zeigen sich doch bedeutende Ansätze zu einer Respektierung von Variation innerhalb der Mundart. Man hat zwar weiterhin auf den älteren, ortsansässigen Bauern mit einer "bodenständig-traditionsbewussten Haltung" (Hotzenkocherle 1962 A, 119) als Gewährsperson gebaut, nur so konnten die Daten zwischen den Ortspunkten vergleichbar bleiben, jedoch wurden pro Ort die Mundart von zwei, in den Städten oft von mehreren Gewährsleuten erhoben. Dabei wurde darauf geachtet, dass verschiedene soziale Schichten repräsentiert waren (Hotzenkocherle 1962, A 121). Bei diesem Erhebungssystem musste das Postulat der Homogenität der Sprache, bzw. der erhobenen Sprachvarietät, welches die Sprachgeographie bis dahin wesentlich geprägt hatte, aufgegeben werden. Hotzenkocherle (1962, A 123) stellt im Einleitungsband zum SDS dann auch fest: "Die Nachteile dieses Zwei- und Mehrmann-Gewährsleutesystems sind evident. Die auf solche Art gewonnenen Materialien sind nicht mehr homogen." Doch die Ergebnisse zeigen in ihrer Vielfalt auch wesentliche Vorteile, einerseits in übereinstimmenden Daten, andererseits in der Variabilität



selbst, wobei Hotzenkocherle die Möglichkeiten zur differenzierten Analyse der Variation noch nicht sieht.

"Statt der einzelnen, mehr oder weniger zufälligen Momentaufnahme haben wir für viele Probleme nun deren zwei und mehr. Wo sie in ihrer Aussage übereinstimmen, bezeugen sie eine relative Dichte, Geschlossenheit der betr. Mundart; wo sie divergieren, geben sie Einblick in Schichtungen und Umschichtungen: in die eigentliche Biologie der Mundart." (Hotzenkocherle 1962, A 123 f.)

Die meisten Karten des SDS vermerken aufgrund des 'Mehrmann-Gewährsleute-systems' mehrere verschiedene Belege für einzelne Orte, wobei in den Städten durch die verschiedene soziale Herkunft der Gewährsleute häufiger Variabilität vermerkt ist als in ländlichen Orten der Umgebung. Abbildung 1 – ein nordwestlicher Ausschnitt aus der SDS-Karte II 127 'n vor Reibelaut ("Staubsches Gesetz") Zins/zinsen' – zeigt beispielsweise deutlich, dass vor allem die Städte mehrere verschiedene Belege zeigen, während in der ländlichen Umgebung mehrheitlich nur eine Form belegt ist.<sup>3</sup> Zudem werden Abweichungen von den in den Karten verzeichneten Hauptformen in den Legenden und Textseiten gegeben, die "jüngere Strömungen bewusst und in breitem Zug zu ihrem Recht kommen lassen." (Hotzenkocherle 1962, A 6). Abbildung 1 zeigt im Legenden-ausschnitt die Dokumentation der in den Transkripten vorgefundenen Variation. Eine systematische Aufarbeitung der im SDS dokumentierten Variabilität ist immer noch ausstehend.

---

<sup>3</sup> Im hier dargestellten Kartenausschnitt (SDS II 127) zeigt sich Variation, die bei 'Zins/zinsen' nicht nur die lautliche Unterschiede innerhalb eines Grundzeichens betrifft, sondern einen qualitativen Unterschied darstellt, in den folgenden als (klein)städtisch zu beurteilenden Belegorten: BA 14 Liestal, BA 24 Waldenburg, SO 12 Olten, AG 29 Brugg, AG 34 Aarau, AG 38 Lenzburg, BE 15 Biel, BE 38 Burgdorf, BE 47 Bern, LU 25 Luzern, UW 2 Stans. Jedoch findet sich die Variation auch in den Landgemeinden SO 30 Messen, AG 13 Bottstein, BE 16 Jens, BE 24 Wynigen, BE 34 Munchenbuchsee, BE 39 Ruesgau, BE 48, Habstetten, BE 49 Worb. Die Berner Gemeinden sind jeweils Nachbargemeinden von städtischen Belegorten mit Variation, es kann sein, dass deren Variation auf die Landgemeinden übergriffen hat.

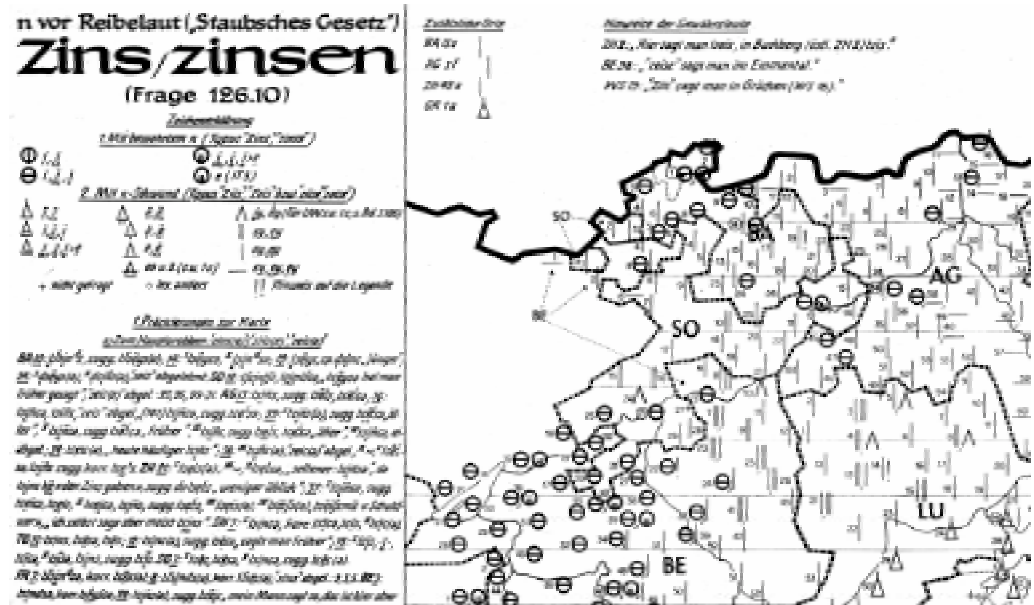


Abb. 1 Darstellung der Variation in einem verkleinerten Kartenausschnitt aus dem SDS (SDS II 127)

Obwohl der SDS vom Konzept her also keineswegs eine variationslinguistische Untersuchung darstellt, so ist die Variation schon systematisch berücksichtigt worden. Natürlich keineswegs in einer statistisch abgesicherten Darstellung, sondern gemäß dialektologischem Ansatz auf dem Gewährsleuteprinzip. Für heutige Arbeiten bietet diese Variation jedoch schon Hinweise auf historische Schwankungen.

### Kleinere Arbeiten mit Hinweisen auf städtische Sondersprachen

Neben diesen größeren Arbeiten, die eine konsequente Berücksichtigung von Variation innerhalb einer Beschreibung eines Sprachsystems zeigen, erschienen auch eine Vielzahl von Wordersammlungen, die auf städtische Sondersprachen hinweisen. Ohne eine abschließende Aufzählung zu bringen – diese findet sich bei Sonderegger (1962) – mochte ich einige dieser Sammlungen erwähnen.

Schon im 19. Jh. zeigt sich ein vielfältiges Interesse am Rotwelsch und an Vagantensprachen, die jedoch nicht als rein städtische Sondersprachen gelten können. Als erste städtische Variante wird 1900 das Mattenenglisch aufgegriffen (Hofmann-Krayer u.a. 1900). Das Mattenenglische ist die Sprache der Berner Unterschicht, die im damaligen Industriequartier Matte wohnte. Dieser heute fast ausgestorbene Soziolekt wird vor allem wegen seiner geheimsprachlichen Elementen immer wieder beschrieben. Die Basler Schulersprache wurde von Wilhelm Bruckner 1917 dargestellt, welche auch in Eduard Strubins 1944 erschienenen "Stromungen einer Stadtmundart" neben anderen mehr sozial markierten Sondersprachen 'Hoschsprache', 'Ruechesprache' erwähnt wird. Bemerkenswerterweise erschienen alle diese Aufsätze nicht in sprachwissen-

schaftlichen Organen, sondern im Archiv der schweizerischen Volkskunde. Weite Verbreitung außerhalb der wissenschaftlichen Forschung fanden Fritz Herdis 1955 und 1956 erschienen Sammlungen von Zürcher Slang: "Limmatbluten. Vo Abblattere bis Zwibackfräsi." und "Limmatfalter. Vo abe-mischte bis zwitschere."

### *Variationslinguistische Ansätze nach 1960*

Nach 1960 wird das Interesse an sprachlicher Variation nicht nur in den USA und England geweckt, sondern zeigt auch fast gleichzeitig in der Schweiz erste größere Arbeiten.

#### *Stafa: Heinz Wolfensberger 1967*

Heinz Wolfensberger hat 1967 den Mundartwandel der Zürichseegemeinde Stafa dargestellt, die je länger je mehr in den Bann der Stadt Zürich gerät. Stafa gilt 1966 mit 9103 Einwohnern noch nicht als Stadt. Wolfensberger bezieht als erster in der deutschen Schweiz Variation und Sprachwandel direkt aufeinander und vertritt fast gleichzeitig wie Labov eine Apparent-Time-Hypothese. Er hat 72 Gewährsleute verschiedenen Alters und verschiedener Ortsansässigkeit untersucht und ihre Sprache mit den SDS-Daten und untereinander verglichen. Im Gegensatz zu den amerikanischen Soziolinguisten stellt Wolfensberger die Daten nicht statistisch mit Mittelwerten dar, sondern in Grafiken, welche die einzelne Gewährsperson in ihrer Gruppe zeigen (siehe Abb. 2). Für die Interpretation dieser Grafiken werden dann aber vor allem Klassen gebildet. Alteingesessene, Eingesessene und Zugezogene, Alte, Mittelalterliche und Junge werden verglichen. Weitere Faktoren, wie Familienzugehörigkeit, Beruf, Bildung, Geschlecht, werden in einem späteren Teil in die Untersuchung einbezogen.

Fig. 55: 2.Sg. Ind. Praes. von 'wollen' (witt / wottsch / wilsch)  
(Frage-Inventar Satz 34.1)

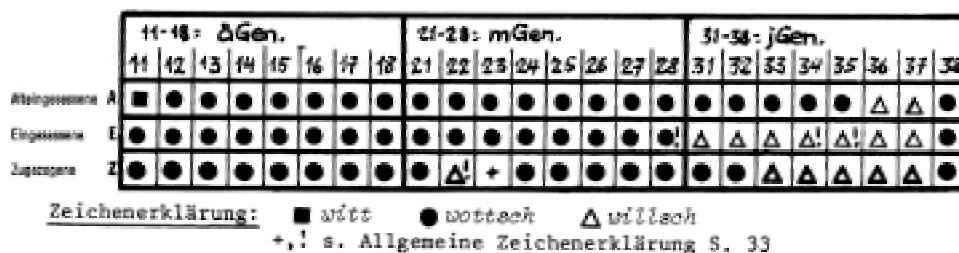


Abb. 2. Individuenzentrierte Darstellung bei Wolfensberger (1967, 120)

Der dritte Teil versucht, die Ursachen und Symptome des Sprachwandels zu systematisieren und interpretieren. Dabei sieht Wolfensberger einerseits einen Zug zur 'Großmundart', andererseits aber auch eine Hinwendung zur Standardsprache. Als Ursache für den Sprachwandel wird die gesteigerte Mobilität und

die Wirkung der Massenmedien angegeben. Wolfensberger sieht schon 1967 – ohne das im Einzelnen empirisch nachzuweisen – intraindividuelle situationspezifische Variation.

Besonders der junge und der geographisch mobile Mensch neigen zu einem dynamischen und flexiblen Sprachverhalten. Diese Beweglichkeit äußert sich darin, dass die Gestalt einer sprachlichen Äußerung immer mehr von der jeweiligen Gesprächssituation abhängig wird. Der Auflösung geographischer Sprachstrukturen steht daher die zunehmende Relevanz von gruppen- und individualpsychologisch bedingten Sprachstrukturen entgegen. (Wolfensberger 1967, 214)

Die Arbeit steht in ihrer Konzeption der vier Jahre vorher erschienenen, im deutschen Sprachraum jedoch noch nicht rezipierten Labovschen Arbeit zu Martha's Wineyard nicht nach. Die Gewährsleute werden nach Alter geschichtet, ihre Zugehörigkeit zu verschiedenen Eingesessenheitsstufen wird berücksichtigt. Die Datenerhebung ist aber deutlich der europäischen Dialektologie zuzuordnen. Die Gewährsleute werden mittels vorgegebener Testfragen zu ihrer Sprache befragt. Die Problematik der Repräsentativität der Gewährsleute wird diskutiert, ebenso die Problematik von 'Rollensprachen', in der heutigen Terminologie von Akkommodationserscheinungen, jedoch ohne sie in der Arbeit zu berücksichtigen. Wichtig scheint mir an der Arbeit die konsequente Darstellung der "Individualmundarten" (Wolfensberger 1967, 19), die die aktuelle Forderung zum Abstand von Mittelwerten und der Hinwendung zur Untersuchung von Idiolekten vorwegnimmt.

In der direkten Nachfolge Wolfensbergers stehen mehrere deutschschweizer Arbeiten. Als stadtsprachliche Untersuchung kann Niklaus Biglers "Mundartwandel im mittleren Aargau" von 1979 gelten, die auch die Kleinstadt Lenzburg berücksichtigt.

#### *Knutwil und Luzern; Helen Christen 1988*

Einen Neuansatz für die Schweizer Dialektologie stellt Helen Christens "Sprachliche Variation in der deutschsprachigen Schweiz, dargestellt am Beispiel der l-Vokalisierung in der Gemeinde Knutwil und in der Stadt Luzern" dar. Hier werden erstmals für die Deutschschweiz die amerikanischen soziolinguistischen Ansätze rezipiert. Die Arbeit untersucht die Varianten eines einzelnen lautlichen Phänomens in Bezug zu sozialen und situativen Faktoren. In der Hauptsache wird die sprachliche Varianz von Gruppen dargestellt, jedoch werden die Daten immer anhand von individueller Variation exemplifiziert. Das Schwergewicht der Untersuchung liegt in der Darstellung der Situation der Gemeinde Knutwil, die eher kurzer gehaltenen, davon abweichende Situation in der Stadt Luzern dient als Vergleich.

*Bern: Kommunikationskulturen in einer Schweizer Stadt (Werlen u. a. 1992)*

Zu der in Deutschland mit bedeutsamen Projekten dargestellten Ethnographie der Stadt (v. a. Kallmeyer u.a. 1995/1994) findet sich in der Schweiz nur eine größere Arbeit "Kommunikationskulturen in einer Schweizer Stadt" zur Situation im Berner Breitenrainquartier (Werlen u. a. 1992). Bern wird dabei als ein Beispiel für die typische Schweizer Stadt angesehen. Die Resultate zeigen vor allem, dass das Fehlen eines eigentlichen Stadtdialektes sprachliche Varietäten in der Stadt nicht oder zumindest kaum zu sozialen Markern macht – eine Folge der in der Schweiz allgemeinen Gultigkeit der Mundarten und der im Vergleich zu Deutschland anderen Sozialstruktur in den Kernstädten<sup>4</sup>. Für die Schweiz mussten deshalb andere Methoden erarbeitet werden. In Ansätzen ist dies mit der Darstellung der verschiedenen Kommunikationskulturen von Gewerbetreibenden, von Szenenleuten und Senioren anhand der Parameter der Selbstdarstellung, der Länge und der Themenzentriertheit von Antworten auf Fragen und der Themenbehandlung geleistet.

*Basler Stadtsprachenprojekt (Hofer 1997, Leuenberger 1999, Burkli 1999, Hofer 2002)*

Unter der Leitung von Heinrich Löffler und Annelies Häcki Buhofer ist 1999 an der Universität Basel ein Projekt zur Stadtsprache Basels zu Ende geführt worden. Drei Dissertationen sind daraus hervorgegangen, welche teilweise dieselben Erhebungsdaten auf verschiedene Weise untersuchen. Hofer (2002) bringt eine Zusammenfassung der Ergebnisse und Vertiefungen der Einzelstudien.

Die erste Arbeit von Lorenz Hofer (1997) stellt eine Apparent-Time-Untersuchung zum "Sprachwandel im städtischen Dialektrepertoire" dar. Hofer untersucht Daten von 44 im Raum Basel aufgewachsenen Sprechern, mit denen ein Interview mit sprachlichem Interesse geführt wurde. Daraus wurden rund 40 Variablen analysiert. Als Ergänzung zum Interview wird vereinzelt spontansprachliches Material ausgewertet und Daten zu einer intendierten Ortsmundart, die in einem Rollenspiel erhoben wurde. Zudem wurde von den jüngeren Sprechern Daten aus alltäglichen schulischen Kommunikationszusammenhängen erhoben.

Die untersuchten Variablen werden jeweils für 3 Altersklassen auf ihre Ortsgebundenheit hin untersucht. Dabei zeigt sich, dass Jugendliche zu binnenschweizerdeutscher Regionalisierung tendieren. Hofer bleibt jedoch nicht bei der Darstellung der Einzelvariablen und ihren statistischen Grundwerten wie Mittelwert und Standardabweichung stehen, sondern zeigt eine Möglichkeit zur Nutzung der schließenden Statistik für die Linguistik. Er versucht eine Model-

---

<sup>4</sup> Diese Resultat mögen zumindest teilweise mit der Wahl des Quartiers zusammenhängen, da gerade in Bern eine alte Stadtsprache belegt ist, die heute jedoch nur noch marginale Bedeutung hat (cf. Siebenhaar /Stäheli 2000).

lierung von 17 Variablen mittels einer Faktorenanalyse. Diese zeigt, dass sich die Variation nur wenig in eine generellere Struktur bringen lässt, aber auch, dass nicht jede Variable eine eigene Variationsdimension darstellt. Besonders interessant scheint mir die Clusteranalyse der Sprecher mittels ihrer sprachlichen Indizes. Diese Clusteranalyse zeigt drei Gruppen, die vor allem mit dem Alter der Sprecher korrelieren. Der größere Teil der Variation ist jedoch als idiolektal anzusehen. Als Konsequenz davon fordert Hofer eine Aufwertung des Begriffs Idiolekt und stellt zum Schluss eine differenzierte Analyse zweier Gesprächsbeiträge dar.

Die zweite Arbeit innerhalb des Projektes von Petra Leuenberger (1999) zeigt die "Ortsloyalität als verhaltens- und sprachsteuernder Faktor". Der Schwerpunkt liegt auf der Möglichkeit zur Erhebung von Ortsloyalität in einer Stadt. Dann werden sprachliche Daten mit der so erhobenen Ortsloyalität verglichen. Insgesamt decken sich die Ergebnisse der nach der differenzierten Ortsloyalitätsvariable separierten Sprachdaten weitgehend mit denjenigen eines einfachen Faktors Ortsansässigkeit<sup>5</sup>. Diese Resultate

"werfen die Fragen auf, ob der Faktor Ortsloyalität als sprachgebrauchssteuernde Größe nicht überschätzt worden ist und wird oder ob Ortsloyalität in Basel oder auf deutschschweizerischem Sprachgebiet eine 'andere' Rolle spielt als anderswo."  
(Leuenberger 1999, 200)

In der dritten Arbeit im Basler Stadtsprachenprojekt stellt Beatrice Burkli (1999) die "Sprachvariation in einem Großbetrieb" dar, wobei ein Basler Großbetrieb als Modell der Stadt verstanden wird. Im Anschluss an Hofer wird dabei ein individuenzentrierter Ansatz verfolgt, der nur 6 SprecherInnen, diese jedoch während eines ganzen Tages in natürlichen, alltäglichen Situationen mit einem Blick auf die gesamte sprachliche Interaktion untersucht, um die multiplen sprachlichen Identitäten zu analysieren. Es geht in erster Linie um die beschreibende Dokumentation des Variationsverhaltens einzelner Individuen innerhalb des urbanen Sprachraumes. Erst in einem weiteren Schritt werden Erklärungsmuster für die Variation gesucht, wobei vor allem die Akkommodationshypothese überprüft wird.

Für jeden Sprecher/jede Sprecherin wird der Tagesablauf präsentiert, sowie die Anzahl und Dauer der Interaktionen, Interaktionstypen und die (dialektalen) Varietäten der Interaktionspartner dargestellt. Im Weiteren wird zuerst die

---

<sup>5</sup> Dieses Ergebnis wird durch Helen Christens (1998) empirische Untersuchung zur lokalen Komponente heutiger schweizerdeutscher Varietäten gestützt, welche differenziert aufzeigt, dass die jungen Erwachsenen, die zentrale weiterführende Schulen besuchen, sprachlich noch immer kleinräumig lokalisiert werden können. Kleinräumige Mundartelemente werden zwar abgebaut, der Raumbezug der Umgangssprache ist aber durch die Kombination der großräumigen Mundartmerkmale weitgehend gesichert.

innerdialektale Variation im Bezug auf Domäne, Formalitätsgrad, Sprechhandlungstyp und AdressatInnen untersucht. Ausgehend von einer individuell bestimmten Normallage zeigt vor allem der Formalitätsgrad eine sprachsteuernde Komponente, während Akkommodation in Bezug auf AdressatInnen relativ geringen Anteil hat. Im Bereich der Mundart-Hochdeutsch-Akkommodation finden sich häufiger als erwartet Möglichkeiten von Mischformen, jedoch ist das Code-Switching die üblichere Form der Variation. Dabei übernimmt die Hochsprache meist eine autoritative und kommentierende Funktion. Der ebenfalls untersuchte Einfluss des Englischen wird vor allem im Bereich der Fachterminologie und der innerbetrieblichen Organisation gesehen, wobei für die meisten Ausdrücke nicht an einer englischen Aussprache festgehalten wird, sondern sie werden in eine mundartliche Lautung transferiert.

Der Abschlussband (Hofer 2002) vertieft die in den Einzelstudien dargestellten Ergebnisse. Vor allem wird eine breitere und tiefere Datenbasis präsentiert. Dabei zeigt sich einerseits hauptsächlich die bekannte Reduzierung kleinräumiger Varianten zu Gunsten großräumiger Varianten. Es wird betont, dass die großräumigen lautlichen und morphologischen Varianten kaum der Standardsprache entsprechen. Diese beeinflusst fast nur die Lexik. Andererseits können sich einzelne Merkmale der fokussierten Stadtvarietät auch auf die Mundart der umgebenden Landschaft ausbreiten. Die breitere Datenbasis gegenüber den Einzeluntersuchungen wirkt sich stabilisierend auf die statistischen Ergebnisse aus. So zeigt insbesondere die Clusteranalyse der sprachlichen Daten eine deutliche Strukturierung der Sprecher.

#### *Aarau: Beat Siebenhaar 2000*

Nicht unerwähnt bleiben soll meine eigene Arbeit zur Mundart der Stadt Aarau, die in der Labilitätszone zwischen den Mundarträumen Berndeutsch und Zürichdeutsch liegt. Die Analyse strukturiert die sprachliche Variation von 55 in der Stadt wohnenden Gewährsleuten anhand mehrerer außersprachlicher Variablen. Neben den soziolinguistisch üblichen Alter, Geschlecht, Bildung und Ortsansässigkeit, wurden auch Kontakte zu Nachbardialekten berücksichtigt. Der bedeutendste variationssteuernde Faktor ist – wie in anderen Untersuchungen auch – das Alter. Zusätzlich kann einmal mehr das Vorurteil zurückgewiesen werden, dass in der Deutschschweiz keine soziolinguistische Varianz besteht. In Aarau zeigt sich in mehreren Aspekten, dass die höhere Bildungsschicht sich sprachlich eher nach Osten orientiert, während die untere Bildungsschicht eher westliche Varianten braucht. Die fehlende soziolinguistische Differenzierung betrifft demnach nur die Wahl der Varietät zwischen Mundart und Standardsprache, nicht jedoch die Strukturierung innerhalb der Mundart.

Methodisch weitergehend als Hofer (1997) ist die Modellierung der Strukturierung von Variation, die in Aarau mit der angesetzten bipolaren Untersuchung zu Resultaten führt. Die Interpretation weist auf eine komplexe und teil-

weise widersprüchliche Variationsstruktur im gesamten Sprachsystem hin. Das bedeutet, dass Forschungsergebnisse zu Sprachvariation und Sprachwandel innerhalb eines linguistischen Subsystems oder einzelner Variablen nicht auf andere Subsysteme übertragen oder auf das gesamte System hochgerechnet werden dürfen. Neu an dieser Arbeit ist der direkte Vergleich von sprachlicher Variation mit einer Einstellungsuntersuchung. Die bisher je unabhängigen Untersuchungen zu Sprachvariation und Einstellung zu Mundarten konnten so für die Erklärung von Variation und Wandel aufeinander bezogen werden. Die in Sprachgeschichte und Dialektologie oft vertretene Behauptung, dass diejenige Varietät, zu der sich eine Sprechergemeinschaft hin entwickelt, eine positivere Einschätzung genießt als diejenige Varietät, von der sie sich entfernt, kann für Aarau klar zurückgewiesen werden. Es zeigt sich, dass das Zurichdeutsche, dessen Elemente z.Z. stärker in die Aarauer Mundart eindringen, zwar als kommunikativ wertvoller eingeschätzt wird, im emotionalen Bereich aber wesentlich negativer bewertet wird als das Berndeutsche. Generell zeigt sich auch, dass die Gewährsleute das Zurichdeutsche desto negativer bewerten, je mehr Zürcher Elemente sie in ihren Idiolekt aufgenommen haben. Einschätzung und sprachliche Annäherung stehen sich also reziprok gegenüber.

*Bern: Beat Siebenhaar/Fredy Stäheli 2000 ..*

Das Phonogrammarchiv der Universität Zürich wurde von der Burgergemeinde Bern angefragt, die letzten Sprecher des 'guten Stadtberndeutsch' aufzunehmen, um diese Sprache der Nachwelt zu erhalten. Diese Aufgabe wurde angenommen und gleichzeitig erweitert, so dass zum Schluss eine Sammlung von 8 Interviews und einem Gespräch resultierte, die als Tondokumente und als Transkripte veröffentlicht wurden (Siebenhaar/Stäheli 2000). Die Datenerhebung ist einem konventionell dialektologischen Ansatz verpflichtet, der auf eine soziolinguistische Ebene übertragen wurde. Für jede der erwarteten Soziolekte wurden Gewährsleute aus der entsprechenden sozialen Gruppe interviewt. Die kurze Analyse zeigt jedoch sogar Variation für diejenigen Variablen, die nach der Labovschen Definition als Marker oder gar als Stereotypen gelten, sogar in der stark formalen Situation des Interviews, sogar für die sprachbewussten Sprecher, die ihre schöne Mundart in ihrer Reinheit präsentieren wollen. Das hat übrigens zu heftigen Diskussionen mit den Vertretern der Burgergemeinde geführt. Die Arbeit zeigt, dass der traditionelle dialektologische Ansatz der Datenerhebung mittels Gewährsleuten unter Laborbedingungen bei weitem noch nicht ausgereizt ist, um auch bei stadtsprachlichen Untersuchungen zu Variation Resultate zu zeigen.

*Zweisprachigkeit als stadtsprachliches Phänomen*

Neben diesen Arbeiten, die variationslinguistische Ansätze innerhalb der deutschsprachigen Mundarten prüfen, dürfen für eine Darstellung der Stadt-



sprachenforschung in der Schweiz die Untersuchungen zur Zweisprachigkeit in den Städten Freiburg und Biel nicht fehlen. Im Gegensatz zu den bisher erwähnten Arbeiten steht hier meist Sprachenwahl im Zentrum des Interesses. Als Exempel für eine Vielzahl von Arbeiten erwähne ich hier "Das Sprachverhalten zweisprachiger Paare und Familien in Freiburg/Fribourg i. Ue. (Schweiz)" von Claudine Brohy (1992). Zunächst werden die Lebensbedingungen der Sprachen Französisch und Deutsch beschrieben, weil die demographischen, historischen, wirtschaftlichen, schulischen, juristischen und kulturellen Gegebenheiten einen großen Einfluss auf die Einschätzung und das Erleben der Zweisprachigkeit haben. Dann wird der Sprachgebrauch von 20 zweisprachigen Paaren innerhalb des Paares, mit den Kindern und im sozialen Umfeld beschrieben. Den psycholinguistischen Faktoren Identität, Kompetenz und Einstellungen, die mit Zweisprachigkeit in enger Wechselbeziehung stehen, wird ebenfalls Platz eingeräumt. Zum Schluss werden einige Sprachbiographien dargestellt.

In diesem Zusammenhang sind auch Untersuchungen zu den meist mundartlichen Lernervarietäten der fremdsprachigen Migranten anzuführen, die gegenstandsbedingt einen stärker idiolektalen als soziolektalen Bezug haben. Untersucht wurden beispielsweise Migranten in Basel (Ludi/Py 1991), Bern (Werlen 1986, 1991; Werlen u.a. 1992, 184–232; Siebenhaar 1997), Zürich (Jong 1986; Dal Negro 1993).

### ***Zusammenfassung***

Die Zusammenstellung hat gezeigt, dass Variation innerhalb einer geographisch definierten Mundart schon zu Ende des 19. Jh. wahrgenommen wurde. Die frühen Arbeiten zu städtischen Mundarten beschränken sich selbst jedoch auf die Beschreibung einer zentralen Varietät innerhalb des städtischen Variantenspektrums.

Eine systematische Betrachtung der Varietät mit Hinweisen zu deren sozialen Bedingtheit findet sich seit den 1930er Jahren. Der Beginn dieser Untersuchung von Variation macht dabei nicht eine Arbeit zu einer städtischen Mundart, sondern diejenige zu einer Mundart einer Sprachgemeinschaft von nur 125 Sprechern. Sprachliche Bezüge zu einer Schichtzugehörigkeit finden sich dann in der Untersuchung zu den Berner Stadtsprachen. Der rund 25 Jahre später sich definierenden Soziolinguistik hat Baumgartners Arbeit schon voraus, dass sie nicht rein schichtspezifisch argumentiert, sondern individuelle Variation berücksichtigt.

Auch die grundsätzlich auf einer Homogenitätsannahme beruhende Sprachgeographie berücksichtigt im Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS) die Variation innerhalb der ältesten Sprachschicht systematisch. Eine Auswertung dieser v.a. für die Stadtmundarten ergiebigen Daten steht noch aus.

Ein im modernen Sinne variationslinguistischer Ansatz findet sich bei Wolfensberger (1967), der unabhängig von Labov eine Apparent-Time-Hypo-

these vertritt. Im Gegensatz zur amerikanischen Soziolinguistik geht er von "Individualmundarten" aus. Seit dem Ende der 1970er Jahren wird die amerikanische Soziolinguistik auch in der Schweiz rezipiert und bestimmt seither die Deutschschweizer Stadtsprachenforschung. Neben der sozialen Bedingtheit von Sprache werden meist auch situative Faktoren berücksichtigt, und seit den ersten Arbeiten zeigt sich in vielen Untersuchungen eine Berücksichtigung individueller Variation.

Zur einsprachigen Stadtsprachenforschung gesellt sich eine Erforschung der Zweisprachigkeit in den offiziell zweisprachigen Städten Fribourg/Freiburg und Biel/Bienne, in der vor allem die Varietätenwahl und deren Bedingungen dargestellt werden. Als stadtsprachliche Arbeiten können auch die Publikationen zum Zweitspracherwerb von Immigranten verstanden werden.

Die Stadtsprachenforschung in der deutschsprachigen Schweiz versteht sich in den allermeisten Fällen in einer dialektologischen Tradition, was durch die fast durchgehende Verwendung der Mundart als Alltagssprache auch in den Städten gegeben ist. Die Deutschschweizer Stadtsprachenforschung zeigt sich relativ unabhängig zur bundesdeutschen und österreichischen Forschung. Die unterschiedliche Sprachsituation – hier Kontinuum, da Diglossie – wirkt sich trennend auf das Forschungsinteresse aus. Wichtig sind die Bezüge zur amerikanischen (und englischen) Variationslinguistik, während die früheren Kontakte über die deutsch-französische Sprachgrenze kaum mehr einen Einfluss auf die heutige Stadtsprachenforschung haben.

### ***Literaturverzeichnis***

Aschwanden, Brigitte (2001): "Wär wot chaä?" Zum Sprachverhalten deutschschweizerischer Chatter. In: *Networx* 24, S. 1-81.

<http://www.websprache.net/networx/docs/networx-24.pdf>

Bach, Adolf (1950 [1934]): *Deutsche Mundartforschung*. 2. Aufl. Heidelberg.

Baumgartner, Heinrich (1940): *Stadtmundart, Stadt- und Landmundart. Beiträge zur bernischen Mundartgeographie*. Bern (Schriften der Literarischen Gesellschaft Bern (Neue Folge der Neujaahrsblätter)).

Bertogg, Hercli (1899): *Aus der Welt der Bundner Vaganten*. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 3, S. 239–248.

Bigler, Niklaus Jakob (1979): *Mundartwandel im mittleren Aargau. Eine Untersuchung zu den heutigen Sprachverhältnissen im Spannungsfeld zwischen Ost- und Westschweizerdeutsch*. Bern, Frankfurt am Main, Las Vegas (Europäische Hochschulschriften I, 264).

Blattner, H[ermann] (1890): *Über die Mundarten des Kantons Aargau*. Brugg (Diss. Leipzig).

Bruckner, W. (1917): *Eine Namenbildung der Basler Schülersprache und etwas von lebendiger Wortbildung in der Mundart von Basel-Stadt*. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 21, S. 1–12.

- Brohy, Claudine (1992): Das Sprachverhalten zweisprachiger Paare und Familien in Freiburg/Fribourg i. Ue. (Schweiz). Freiburg (Germanistica Friburgensia 14).
- Bruckner, W. (1917): Eine Namenbildung der Basler Schülersprache und etwas von lebendiger Wortbildung in der Mundart von Basel-Stadt. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 21, S. 1–12.
- Bruckner, Wilhelm (1942): Sprachliche Spannungen zwischen Stadt und Land. Ein Beitrag zur Geschichte der Basler Mundart. In: Zeitschrift für Mundartforschung 18, S. 30–48.
- Burkli, Beatrice (1999): Sprachvariation in einem Großbetrieb. Eine individuenzentrierte Analyse anhand sprachlicher Tagesläufe. Tübingen/Basel (Stadtsprache - Sprachen in der Stadt am Beispiel Basels 1 / Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 73).
- Christen, Helen (1988): Sprachliche Variation in der deutschsprachigen Schweiz. Dargestellt am Beispiel der I-Vokalisierung in der Gemeinde Knutwil und in der Stadt Luzern. Stuttgart (ZDL Beihefte 58).
- Christen, Helen (1998): Dialekt im Alltag. Eine empirische Untersuchung zur lokalen Komponente heutiger schweizerdeutscher Varietäten. Tübingen (Reihe Germanistische Linguistik 201).
- Dal Negro, Silvia (1993): Il tedesco degli immigrati a Zurigo. Milano (Collana Blu 22).
- Gauchat, Louis (1905): L'unité phonétique dans le patois d'une commune. In: Aus romanischen Sprachen und Literaturen. Festschrift Heinrich Morf, S. 175–232.
- Greizer, Otto von (1929): Das Berner Mattenenglisch und seine Ausläufer: die Berner Bubensprache. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 29, S. 217–251.
- Haag, Karl (1929/1930): Sprachwandel im Lichte der Mundartgrenzen. In: Teuthonista 6, S. 1–34.
- Herdi, Fritz (1955): Limmatbluten. Vo Abblettere bis Zwibackfräsi. Aus dem Wortschatz der fünften Landessprache. Zürich.
- Herdi, Fritz (1956): Limmatfalter. Vo abe-mischte bis zwitschere. Zürich.
- Heusler, Andreas (1888): Der alemannische Consonantismus in der Mundart von Baselstadt. Straßburg.
- Hofer, Lorenz (1997): Sprachwandel im städtischen Dialektrepertoire. Eine variationslinguistische Untersuchung am Beispiel des Baseldeutschen. Tübingen/Basel (Stadtsprache - Sprachen in der Stadt am Beispiel Basels 1 / Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 72).
- Hofer, Lorenz (2002): Zur Dynamik urbanen Sprechens: Studien zu Spracheinstellungen und Dialektvariation im Stadtraum; mit Beiträgen von Annelies Häcki Buhofer und Heinrich Löffler; unter Mitarbeit von Beatrice

- Burkli und Petra Leuenberger. Tübingen (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 71).
- Hoffmann, Eduard (1890): Der mundartliche Vokalismus von Basel-Stadt in seinen Grundzügen dargestellt. Basel.
- Hoffmann-Krayer, E.; Pfister, Ris und Kluge, F. (1900): Das Berner "Matten-Englisch". In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 4, S. 39.
- Hotzenkocherle, Rudolf (1934): Die Mundart von Muttten. Laut- und Flexionslehre. Frauenfeld (BSG XIX).
- Hotzenkocherle, Rudolf (1962): Einführung in den Sprachatlas der Deutschen Schweiz. Bd. A –B. Bern.
- Jong, Willemijn de (1986): Fremdarbeitersprache zwischen Anpassung und Widerstand. Eine ethnolinguistische Studie über Sprache und Arbeitsmigration am Beispiel von Griechinnen und Griechen in der deutschen Schweiz. Bern (Zürcher Germanistische Studien 4).
- Kallmeyer, Werner; Debus, Friedhelm und Stickel, Gerhard (Hg.) (1994/1995): Kommunikation in der Stadt. Berlin. Bd. 1–4.
- Koller, Werner (1992): Deutsche in der Deutschschweiz. Eine sprachsoziologische Untersuchung. Aarau, Frankfurt am Main, Salzburg (Reihe Sprachlandschaft 10).
- Krapf von Reding, J. (1864): Zur Geschichte des Gaunerthums in der Schweiz. In: Basler Taschenbuch 12.
- Labov William (1963): The social motivation of a sound change. In: Word 19, 273–309.
- Leuenberger, Petra (1999): Ortsloyalität als verhaltens- und sprachsteuernder Faktor. Eine empirische Untersuchung. Tübingen und Basel (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 74).
- Lieverscheidt, Esther; Werlen, Iwar; Wymann, Adrian und Zimmermann, Hansmartin (1995): Konzeption und Ergebnisse des Projekts 'Kommunikationskulturen in einer Schweizer Stadt'. In: Werlen, Iwar (Hg.): Verbale Kommunikation in der Stadt. Tübingen (Tübinger Beiträge zur Linguistik, Bd. 407), S. 197–226.
- Löffler, Heinrich (1994): Germanistische Soziolinguistik. 2. Aufl. Berlin (Grundlagen der Germanistik. Bd. 28).
- Ludi, Georges und Py, Bernard (1991): Binnenwanderung und Sprachkontakte in der Schweiz. Vom Wechseln der Sprache und vom Sprechen darüber. Basel (Nationales Forschungsprogramm 21. Kulturelle Vielfalt und nationale Identität. Kurzfassungen der Projekte).
- Oglesby, Stefan (1992): Mechanismen der Interferenz zwischen Standarddeutsch und Mundart in der Schweiz. Eine empirische Untersuchung mit Einwohnern der Agglomeration Luzern. Bern, Berlin, Frankfurt a. M., New York, Paris, Wien (Europäische Hochschulschriften, Reihe XXI, Bd. 107).
- Ris, Roland (1992): Innerethik der deutschen Schweiz. In: Hugger, Paul (Hg.): Handbuch der schweizerischen Volkskultur, Band II. Zürich, S. 749–766.

- Rollier, A. (1902): Berner Mattenenglisch. In: Zeitschrift für deutsche Wortforschung 2, S. 51–57.
- Siebenhaar, Beat (1997): Stilistische Varianz in der Sprache eines in der Deutschschweiz lebenden Romands. In: Ruoff, Arno und Löffelad, Peter (Hg.): Syntax und Stilistik der Alltagssprache. Beiträge der 12. Arbeitstagung zur alemannischen Dialektologie. Tübingen (Idiomatologica 18), S. 123–134.
- Siebenhaar, Beat (2000): Sprachvariation, Sprachwandel und Einstellung. Der Dialekt der Stadt Aarau in der Labilitätszone zwischen Zürcher und Berner Mundarraum. Stuttgart (ZDL Beihefte 108).
- Siebenhaar, Beat und Stäheli, Fredy (2000): Stadtberndeutsch. Sprachporträts aus der Stadt Bern. Murten (Schweizer Dialekte in Text und Ton 5. 1).
- Sonderegger, Stefan (1962): Die schweizerdeutsche Mundartforschung 1800–1959. Bibliographisches Handbuch mit Inhaltsangaben. Mit einem Geleitwort von Rudolf Hotzenkocherle. Frauenfeld (Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung. Bd. XII).
- Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS). Begründet von Heinrich Baumgartner und Rudolf Hotzenkocherle. In Zusammenarbeit mit Konrad Lobeck, Robert Schläpfer, Rudolf Trüb und unter Mitwirkung von Paul Zinsli herausgegeben von Rudolf Hotzenkocherle. (1962–1997) Bern, Bd. VII und VIII Basel.
- Stalder, Franz Joseph (1819): Die Landessprachen der Schweiz oder Schweizerische Dialektologie, mit kritischen Sprachbemerkungen beleuchtet. Nebst der Gleichnisrede vom verlorenen Sohne in allen Schweizermundarten. Aarau.
- Strubin, Eduard (1944): Stromungen in einer Stadtmundart. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 41, S. 226–247.
- Werlen, Iwar (1986): Sprachbiographien von Ausländern der zweiten Generation. Arbeitsbericht zu einem soziolinguistischen Projekt unter Mitarbeit von Michele Bahler, Francesca Roncoroni-Waser, Zvi Penner, Renato Piva, Lothar Seethaler. Bern (Universität Bern, Institut für Sprachwissenschaft. Arbeitspapier 20 a und 20 b).
- Werlen, Iwar (1991): Mit französischem Akzent sprechen – Analyse eines Beispiels. In: Bulletin CILA 54, S. 105–134.
- Werlen, Iwar; Lieverscheidt, Esther; Wymann, Adrian und Zimmermann, Hansmartin (1992): «...mit denen reden wir nicht». Schweigen und Reden im Quartier. Basel (Kulturelle Vielfalt und nationale Identität. Nationales Forschungsprogramm 21).
- Wolfensberger, Heinz (1967): Mundartwandel im 20. Jahrhundert. Dargestellt an Ausschnitten aus dem Sprachleben der Gemeinde Stäfa. Frauenfeld (Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung. Bd. XIV).